

Propositionen

Peter Bosch, Nimwegen

Die großen Fortschritte in der Semantik natürlicher Sprache, die wir in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren gesehen haben, gehen wesentlich auf das Konto von Logikern und Philosophen. Es sind entscheidende Fortschritte, die unser Problembewußtsein und unser Verständnis in vielen Punkten vertieft haben. Aber es sind Fortschritte der Philosophie, nicht der Sprachwissenschaft. Gerade dort, wo die Sprachwissenschaft sich als empirische Wissenschaft zu bewähren beginnt, und dort, wo ihre Anwendungsgebiete liegen, sind die neueren Ergebnisse der Semantik entweder vollkommen unbekannt oder werden als theoretische Spielerei belächelt.

Helmut Schnelle hat zu den ersten gehört, die sich in Deutschland jenen Entwicklungen der formalen Semantik zugewandt und die Arbeiten Richard Montagues, mit dessen Namen diese Entwicklungen vor anderen verbunden sind, in Deutschland bekannt gemacht haben. Aber er hat auch vor zu optimistischen Einschätzungen dieser Arbeit gewarnt und hat dabei vor allem auch den Standpunkt des „einfachen Linguisten“ berücksichtigt, des Linguisten, der nur zu gern auch semantische Fragen in seine empirische Arbeit einbeziehen würde und der nur zu gern auch in der Semantik mit klarer Begrifflichkeit operieren würde, dem jedoch die Explikation von Satzbedeutungen oder Propositionen als Funktionen von möglichen Welten zu Wahrheitswerten mehr Rätsel aufgibt als der Begriff der Proposition selber (vgl. Schnelle, [1978]).

Diesem Begriff der Proposition, der immer eine zentrale Rolle in der philosophischen Semantik gespielt hat und dem auch in der formalen Semantik natürlicher Sprache eine wichtige Rolle zukommt, möchte ich hier einige Überlegungen widmen. Einerseits, um zu zeigen, daß die Explikation dieses Begriffs in der Begrifflichkeit möglicher Welten in der Tat mehr Probleme auf den Plan ruft als sie löst, daß sie sozusagen den Teufel mit Beelzebub auszutreiben versucht. Andererseits um die Frage nach der Motivation des Propositionenbegriffs zu untersuchen.

1.

Erst in den letzten Jahren haben sich Autoren wie David Kaplan ([1977], [1978]) und Robert Stalnaker ([1972], [1976], [1978]) erneut für die Notwendigkeit der Annahme von Propositionen bzw. „sentence contents“ (Kaplan) ausgesprochen. Propositionen und sentence contents sind nicht genau dasselbe, aber der Unterschied kann für die folgenden Überlegungen vernachlässigt werden. Wir können uns daher der Einfachheit halber auf einen der beiden Autoren konzentrieren und wählen (einigermaßen willkürlich) Robert Stalnaker.

Propositionen, so Stalnaker, sind die Dinge, die „people express when they make predictions or promises, give orders or advice“ bzw. „things people doubt, assume, believe to be very likely, and hope are true“ (Stalnaker, [1976]: 79); kurz: Propositionen „are the objects of illocutionary acts and propositional attitudes“ (Stalnaker, [1972]: 386). Das Interesse an Propositionen in diesem Sinne begründet sich damit, daß ihnen eine einigermaßen klare intuitive Realität zukommt:

„If O’Leary says ‚Are you going to the party?’, and you answer ‚Yes, I’m going’, your answer is appropriate because the proposition you affirm is the one expressed in his question. On the simpler analysis [in der, wie etwa bei Montague (1968) oder Lewis (1972), keine Propositionen angenommen werden sondern Intensionen, die dem Satz relativ zu einem komplexen Index Wahrheitswerte zuordnen, P.B.] there is nothing to be the common content of question and answer except a truth value.“ (Stalnaker, [1972]: 386)

In schematischer Darstellung sieht Stalnakers semantische Theorie etwa folgendermaßen aus:

Disambiguiertes Satz: Kontext \rightarrow Proposition Proposition : Mögliche Welt \rightarrow $\{0,1\}$
--

Die erste Zeile gibt hier eine Theorie der Indexikalität oder Kontextabhängigkeit, die zweite die eigentliche Semantik, d.h. die eigentlichen Wahrheitsbedingungen, die Art und Weise, in der die Wahrheit der Proposition von der Welt abhängt (Lewis [1981] nennt diesen Teil im Unterschied zur Theorie der Indexikalität die Theorie der Kontingenzen). Propositionen spielen einerseits die Rolle der Werte von Funktionen, die die Menge der Kontexte als Argumentbereich haben. Diese Funktionen sind die disambiguierten Sätze (Stalnaker sagt „interpreted sentences“) der betrachteten natürlichen Sprache. Andererseits spielen Propositionen die Rolle von Funktionen, die die Menge möglicher Welten als Argumentbereich und die Wahrheitswerte als Wertebereich haben. Die „einfachere“ Theorie, von der Stalnaker spricht und die wir in etwa bei Lewis (1972) und Montague (1968) finden, kann zum Vergleich wie folgt schematisiert werden:

Disambiguiertes Satz: Index \rightarrow $\{0,1\}$

wobei der Index (wenn wir hier zum Zweck des Vergleichs etwas vereinfachen) ein Paar aus Kontext und möglicher Welt ist.

So durchsichtig und plausibel Stalnakers Semantikmodell auf den ersten Blick auch aussehen mag, es beruht implizit auf zwei Annahmen, die der Philosoph eventuell mit gewissen Vorbehalten akzeptieren mag, die jedoch für den Linguisten, der das Modell auf natürliche Sprache anwenden will, das ganze Unternehmen wertlos machen. Ich meine die folgenden Annahmen:

1. Die Menge aller Kontexte muß abzählbar sein.
2. Die Propositionen sind logisch und semantisch unabhängig voneinander.

Da wir nicht vernünftigerweise von einer endlichen Anzahl von Kontexten ausgehen können, müssen wir mit (1) einen Algorithmus annehmen, der die Menge aller Kontexte generiert, um die Funktion von der Menge der Kontexte zur Menge der Propositionen angeben zu können. Da Kontexte jedoch empirische Gegenstände sind (konkrete Situationen), setzt ein solcher Algorithmus die vollständige Parametrisierung von Kontexten voraus. Mit anderen Worten: wir müssen angeben können, welche Merkmale von Kontexten überhaupt jemals die Wahrheitsbedingungen von in den Kontexten geäußerten Sätzen beeinflussen können. Daß dies ein hoffnungsloses Unterfangen ist, wird von Travis (1978) und Ziff (1972) sehr anschaulich demonstriert. Aber auch Lewis, der sich anfänglich (1972) optimistisch äußerte, ist inzwischen (1981) zu der Auffassung gekommen, daß eine vollständige Parametrisierung von Kontexten nicht möglich ist. Cresswell vertritt diese Auffassung, als erster unter den formalen Semantikern, bereits in Cresswell (1973).

Wenn die Annahme richtig ist, daß die Identität von zwei Kontexten unter anderem auch von dem Kontext abhängt, in dem die Frage nach ihrer Identität gestellt wird, ergibt sich hiermit

ein sehr starkes Argument gegen die Möglichkeit einer absoluten und allgemeinen Parametrisierung von Kontexten. Wir können demgemäß nicht die Menge der Kontexte *tout court* konstruieren, sondern nur relativ zu jedem Kontext k_i die Menge der Kontexte *entsprechend von von k_i vorgeschriebenen Identitätsbedingungen für Kontexte*. Nennen wir diese Menge K_i . Nun bietet jedoch eine solche relativistische Konstruktion von Kontextmengen K_i keinen Ersatz für die in der Theorie der Indexikalität erforderliche Menge aller Kontexte *tout court*, da ebenfalls die Menge der Kontexte k_i , nach deren Identitätsbedingungen die Kontextmengen K_i konstruiert werden, relativistisch konstruiert werden müßte, d.h. wiederum nach den von einem Kontext k_j vorgeschriebenen Identitätsbedingungen etc.

Wenn nun aber die Menge aller Kontexte schlechthin nicht konstruiert werden kann, kann auch keine Funktion von dieser Menge in die Menge der Propositionen angegeben werden, und die Theorie der Indexikalität läßt somit die Frage nach der Identifikation von Propositionen offen. Hiermit ergibt sich nicht nur das Problem, daß wir keine Identitätsbedingungen für Propositionen haben und somit kaum sinnvoll in der Theorie von diesem Begriff Gebrauch machen können. Für die Empirie stellt sich diese Situation so dar, daß wir jedenfalls nicht in der Lage sind, anzugeben, welche Proposition von einem gegebenen Satz in einem gegebenen Kontext ausgedrückt wird. Das einzige, was der Linguist aus einer Theorie der Indexikalität, wie Stalnaker sie angibt, lernen kann ist, daß die Art und Weise, wie die Wahrheit eines Satzes vom Zustand der Welt abhängt, selbst wieder vom Kontext abhängt. Kurz: daß die Wahrheitsbedingungen eines Satzes vom Kontext abhängen. Man könnte vermuten, daß dies den Linguisten nicht unbedingt überraschen wird.

Wenn die Theorie der Indexikalität uns keine Möglichkeit bietet, Propositionen zu identifizieren, dann können wir doch noch auf die Theorie der Kontingenz hoffen. Hier bietet es sich an, eine Proposition mit einer bestimmten Menge möglicher Welten zu identifizieren, am besten vielleicht mit genau der Menge möglicher Welten, in denen die Proposition wahr ist.

Natürlich wirft dieser Schritt die Frage auf, wie wir mögliche Welten identifizieren sollen. Doch selbst wenn wir diese Frage zurückweisen wollen und mögliche Welten ganz einfach als Grundelemente der Theorie postulieren, die als solche keiner Definition bedürfen, brauchen wir trotzdem Identitätsbedingungen für mögliche Welten, sobald wir von der Menge aller möglichen Welten reden wollen. Ebenso wissen wir für die meisten Zwecke gut genug, was ein Moment ist, um uns eine Definition dieses Begriffs zu ersparen. Doch wenn wir von der Menge aller Momente reden wollen oder auch nur der Menge aller Momente im Leben einer bestimmten Person, tritt damit die Frage auf, ob zwei Beschreibungen (im weitesten Sinn) eines Moments verschiedene Beschreibungen ein und desselben Moments oder zweier verschiedener Momente sind. Das ist sozusagen der Preis für die Annehmlichkeiten der Mengentheorie.

Vielleicht ist es sinnvoll, darauf hinzuweisen, daß wir die Annahme der Menge aller möglichen Welten in der Theorie der Kontingenz nicht einfach dadurch vermeiden, daß wir Propositionen als partielle Funktionen verstehen, die jeweils nur für einige mögliche Welten definiert sind. Zwar ist eine solche Einschränkung sicherlich aus anderen Gründen richtig, aber sie erlöst uns nicht von der Menge aller möglichen Welten. Wenn wir nämlich davon ausgehen, und das müssen wir wohl, daß in jeder möglichen Welt mindestens eine Proposition wahr ist, dann folgt, daß die Theorie der Kontingenz, insofern sie alle Propositionen behandeln will, auch die Menge aller möglichen Welten benötigt.

Wie also können wir die Menge aller möglichen Welten konstruieren, bzw. wie können wir Identitätsbedingungen für mögliche Welten angeben? Es ist klar, daß die Identifikation einer

möglichen Welt mit der Menge der Propositionen, die in Bezug auf diese Welt wahr sind, jedenfalls im gegenwärtigen Zusammenhang, nur in eine unfruchtbare Zirkularität führt. Wir wollten ja die Theorie der Kontingenz gerade dazu verwenden, den Begriff der Proposition zu klären. Wenn nun aber der Begriff der Proposition bereits in der Theorie der Indexikalität ausreichend bestimmt wäre, könnten wir dann nicht diesen Begriff verwenden, um mögliche Welten zu identifizieren? Daß die Theorie der Indexikalität nicht zu einer solchen Klärung führt, haben wir zwar gesehen, aber wir wollen doch, um einen weiteren Punkt herauszuarbeiten, einmal die Annahme machen, wir hätten bereits den Begriff der Proposition als Wert der Funktionen, die die Menge der Kontexte als Argumentbereich haben. Wir wollen hier von „ausgedrückten Propositionen“ sprechen. Die Frage ist dann, ob wir mit Hilfe von ausgedrückten Propositionen mögliche Welten identifizieren können. Aber auch hier ist das Resultat enttäuschend. Ausgedrückte Propositionen bieten keine Garantie dafür, daß sie logisch und semantisch unabhängig voneinander sind. Jede ausgedrückte Proposition impliziert und präsupponiert eine Vielzahl anderer ausgedrückter Propositionen. Das heißt, daß nicht jede beliebige Menge von ausgedrückten Propositionen konsistent ist und demgemäß auch nicht jede solche Menge eine mögliche Welt definiert. Die ausgedrückten Propositionen allein reichen also noch nicht zu einer Identifikation möglicher Welten aus. Wir brauchen weiterhin eine Definition der semantischen und logischen Relationen zwischen ausgedrückten Propositionen bzw. eine Analyse der ausgedrückten Propositionen in die sie konstituierenden atomaren Propositionen, um jene Propositionsmengen konstruieren zu können, die mögliche Welten definieren. Mit anderen Worten: wenn wir bereits eine Semantik für ausgedrückte Propositionen haben, können wir unproblematisch die Menge der möglichen Welten konstruieren. Aber die Menge der möglichen Welten wollten wir ja gerade erst dazu verwenden, eine Semantik für ausgedrückte Propositionen aufzubauen. Es scheint, als spiele die Menge möglicher Welten hier die halbwegs überflüssige Rolle des fünften Rades an einem Wagen, der ohnehin nicht fährt.

Aber um die Menge möglicher Welten geht es uns ja gar nicht. Dieser Begriff kommt nur als Hilfsbegriff bei dem Versuch einer Klärung des Begriffs der Proposition ins Spiel. Und in dieser Hinsicht scheinen wir nun bei dem traurigen Resultat angekommen zu sein, daß sich aus Stalnakers Theorie jedenfalls keine Anhaltspunkte für die Definition von Propositionen ergeben. Jedenfalls dann nicht, wenn wir die Theorie als eine Theorie über natürliche Sprache verstehen. Das muß nicht heißen, daß Stalnakers Versuch nicht vielleicht in dem einen oder anderen philosophischen Zusammenhang von Interesse sein könnte, in dem sich die beiden oben angeführten Annahmen rechtfertigen ließen. Für natürliche Sprache jedoch scheint dies nach den vorangehenden Überlegungen kaum möglich, und der „einfache Linguist“, dem das ganze Unternehmen von vornherein als theoretische Spielerei erschien, hatte wohl nicht ganz daneben getippt. Als Explikation der eingangs beschriebenen Intuitionen über die Rolle von Propositionen in der Semantik natürlicher Sprache jedenfalls muß Stalnakers Versuch als gescheitert angesehen werden.

2.

Nun bleibt jedoch ein merkwürdiger Gegensatz bestehen zwischen dem Scheitern des Explikationsversuchs und der Klarheit jener Intuitionen. Die natürlichste Reaktion auf diesen Gegensatz wäre vielleicht ein erneuter Explikationsversuch für den Propositionenbegriff. Wir wollen im folgenden versuchen zu zeigen, daß solche Versuche von vornherein sinnlos sind, wenn sie nicht von einem radikal anderen Begriff der Objekte von illokutionären Handlungen und propositionalen Einstellungen ausgehen, einem Begriff, der mit Propositionen kaum noch etwas zu tun hat.

Stalnaker geht in dem obigen Beispiel davon aus, daß die Frage „Are you going to the party?“ und die Antwort „Yes, I'm going“ dieselbe Proposition zum Gegenstand haben. In der Frage wird nach der Wahrheit dieser Proposition gefragt, in der Antwort wird die Wahrheit derselben Proposition behauptet, und darin, daß Frage und Antwort denselben Gegenstand haben, besteht die Frage-Antwort Beziehung. Wäre dies nicht so, dann wäre die Antwort keine Antwort auf die Frage.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. Ixhausen sagt: „Ich glaube, ich sollte weniger rauchen“ und Ypsiloner sagt „Ich glaube, Ixhausen sollte weniger rauchen“. Ohne Zweifel glauben beide dasselbe und behaupten dasselbe. Stellen wir uns nun vor, in einer anderen Situation sage Ypsiloner „Ich glaube, ich sollte weniger rauchen“ und Ixhausen sagt: „Ich glaube, ich sollte weniger rauchen“. Ohne Zweifel glauben auch hier beide wieder einmal dasselbe und behaupten auch dasselbe. Und was sie glauben, glauben wahrscheinlich die meisten Raucher: daß sie weniger rauchen sollten. Wenn nun das, was Ixhausen und Ypsiloner jeweils glauben, Propositionen sind, können wir ein einfaches Paradox konstruieren. Nennen wir die Proposition, die Ixhausen im ersten Fall glaubt, P_1 und die Proposition, die Ypsiloner im ersten Fall glaubt, P_2 . Im zweiten Fall glaubt Ixhausen P_3 und Ypsiloner P_4 . Nach unseren obigen Feststellungen gilt nun:

$$P_1 = P_2$$

$$P_3 = P_4$$

Und da Ixhausen in beiden Fällen dasselbe zu glauben scheint, nämlich daß er weniger rauchen solle, gilt auch:

$$P_1 = P_3$$

Nun gilt bekanntlich, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch untereinander gleich sind, also:

$$P_2 = P_4$$

Aber wie kann Ypsiloner zweimal dieselbe Proposition ausdrücken, einmal indem er sagt „ich sollte weniger rauchen“ (= P_4) und das andere Mal indem er sagt „Ixhausen sollte weniger rauchen“ (= P_2)?

Was dieses scheinbare Paradox zeigt, ist, daß „Propositionen“ keine kontextunabhängigen Objekte sind, daß mit anderen Worten die Identität der Objekte von propositionalen Einstellungen und illokutionären Handlungen nicht ein für allemal festliegt, sondern sich in jeder neuen Situation, in jedem Vergleich mit einem neuen Objekt, erneut konstituieren muß. Konkret auf das obige Beispiel angewendet bedeutet dies, daß wir 1) mindestens einen Kontext haben, für den Ixhausen und Ypsiloner in der ersten Situation dasselbe glauben, daß wir 2) mindestens einen Kontext haben, für den Ixhausen und Ypsiloner in der zweiten Situation dasselbe glauben, daß wir weiterhin 3) leicht einen Kontext finden können, für den das, was Ixhausen in der ersten und der zweiten Situation zu glauben scheint, dasselbe ist, daß wir 4) jedoch nicht so ganz einfach einen Kontext finden können, für den Ypsiloners Äußerungen „ich sollte weniger rauchen“ und „Ixhausen sollte weniger rauchen“ dasselbe Glaubensobjekt ausdrücken. Ein Paradox entsteht nur, wenn wir jene Objekte von Einstellungen und illokutionären Handlungen verdinglichen und ihnen ein für allemal eine Identität zuschreiben, unabhängig von dem jeweiligen Kontext, in dem sich die Frage nach ihrer Identität stellt. Muttersprachliche Sprecher sind, wie in Bosch (1979) argumentiert wird, im allgemeinen in der Lage, relativ zu einem gegebenen Kontext die bedeutungsmäßige Äquivalenz von zwei Ausdrücken ihrer Sprache zu beurteilen; und diese Fähigkeit gehört als die Fähigkeit zu paraphrasieren zur alltäglichen Sprachbeherrschung. Nichts in der

alltäglichen Sprachbeherrschung weist jedoch darauf hin, daß muttersprachliche Sprecher auch in der Lage sein sollten, Urteile über die Äquivalenz von Ausdrücken abzugeben, die nicht an einen Kontext gebunden sind, sondern für alle Kontexte gelten. Dies wären Urteile über die Sprache, die für die muttersprachliche Sprachbeherrschung nicht erforderlich sind. Die auf den ersten Blick vielleicht harmlos erscheinende Generalisierung von Äquivalenzurteilen von einem gegebenen Kontext auf alle Kontexte ist, und hier liegt wohl das entscheidende Problem, nicht eine einfache induktive Generalisierung. Sie führt implizit den neuen Begriff der Menge aller Kontexte ein, der, wie wir oben gesehen haben, nicht einfach aufgrund der vorliegenden intuitiven Kontext-Konzeption (die völlig ausreicht, solange wir nur von einem bestimmten gegebenen Kontext reden) konstruiert werden kann. Und von einer Proposition wird in der Theorie der Indexikalität angenommen, daß sie relativ zu eben dieser Menge aller Kontexte bestimmt sei: als Wert einer Funktion, die die Menge aller Kontexte als Argumentbereich hat.

Der Annahme von Propositionen in jenem abstrakten Sinn liegt demnach ein schlichter Fehler in der Form einer unvorsichtigen, wenn auch sehr naheliegenden, Verallgemeinerung zugrunde. Objekte von illokutionären Handlungen und propositionalen Einstellungen gibt es nicht, genauer: solche Objekte lassen sich nicht widerspruchsfrei definieren. Was es sehr wohl gibt, sind Übereinstimmungen zwischen dem, was verschiedene Menschen sagen, behaupten, bezweifeln, hoffen, glauben etc. Doch solche Übereinstimmungen sind relativ. Sie sind gebunden an den Kontext, in dem wir sie beurteilen.

3.

Quine hat seit 1953 in mehreren Arbeiten (vor allem 1979, 1980) gegen die Annahme von Propositionen argumentiert und allgemeiner gegen die Annahme von intensionalen Objekten schon seit Quine (1943). Der Lebendigkeit jener Schattenwesen scheint das wenig ausgemacht zu haben. Schattenwesen lassen sich ja auch nicht einfach töten; tot sind sie schon lange. Vampiren z.B. muß man, so will es die Folklore, einen Pfahl durchs Herz bohren, um sie unschädlich zu machen. Und da nicht jeder Pfahl gut sitzt, muß man es vielleicht mehrfach versuchen. Die einzige andere Methode, die uns die Folklore anzubieten weiß, beruht auf der Verwendung von Knoblauch. Aber bis die Knoblauchschwaden aus der empirisch-linguistischen Küche deftig genug hervorquellen, um Graf Draculas Erben auch aus der Semantik natürlicher Sprache fernzuhalten, wird es wohl noch etwas dauern. Inzwischen versuchen wir es weiter mit Holzpfählen.

Literatur

- Bosch, P. (1979): „Synonymie im Kontext“. (= Nachwort zu Quine [1979]) Cresswell, M.J. (1973): *Logics and languages*. Methuen, London.
- Davidson, D./Harmann, G. (eds.) (1972): *Semantics of natural language*, Reidel, Dordrecht.
- Kaplan, D. (1977): *Demonstratives*. (unveröffentlichtes MS)
- Kaplan, D. (1978): „On the logic of demonstratives“. *Journal of Philosophical Logic*, 8.
- Lewis, D. (1972): „General semantics“. In: Davidson/Harman (eds.), pp. 169-218.
- Lewis, D. (1981): „Index, context, and content“. In: Kanger, S. u. Ohmann, S. (eds.): *Philosophy and grammar*. Reidel. Dordrecht.
- Montague, R. (1968): „Pragmatics“. In: Klibansky, R. (ed.): *Contemporary philosophy – La Philosophie contemporaine*. La Nuova Italia Editrice, Florenz. pp. 102-122.

- Quine, W.V.O. (1943): „Notes on existence and necessity“. *Journal of Philosophy*, 40. (teilweise nachgedruckt in Quine [1979]). pp. 113-127.
- Quine, W.V.O. (1979): *Von einem logischen Standpunkt* (= *dtsh. Übs. von From a Logical Point of View*). Ullstein, Berlin.
- Quine, W.V.O. (1980): *Wort und Gegenstand* (= *dtsh. Übs. von Word and Object*). Reclam, Stuttgart.
- Schnelle, H. (1978): „Pure meaning and perfect translation“. *Theoretical Linguistics* 5.
- Stalnaker, R. (1972): „Pragmatics“. In: Davidson/Harman (eds.). pp. 380-397.
- Stalnaker, R. (1976): „Propositions“. In: MacKay, A.F./Merrill, D.D. (eds.): *Issues in the philosophy of language*. Yale University Press, New Haven, pp. 79-91.
- Stalnaker, R. (1978): „Assertion“. In: Cole, P. (ed.): *Pragmatics*. Academic Press, New York.
- Travis, Ch. (1978): „What semantics is not“. In: Seuren, P. (ed.): *Symposium on semantic theory*. (= *Grammarij 9, Filosofisch Instituut, Universiteit Nijmegen*).
- Ziff, P. (1972): „What is said“. In: Davidson/Harman (eds.). pp. 709-726.